

Mozart auf dem Lande [Schluss]

Autor(en): **Kronenberg, Ignaz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576092>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mung, wie die schräg einfallenden Sonnenstrahlen den raucherfüllten Saal durchkreuzen und in der bewegten Luft silberne Tänze aufführen. Dann aber gab die Szene der geistreichen Künstlerin Gelegenheit, auch einmal den Schalk spielen zu lassen, und so entstanden durch leichte Uebertreibung des Charakteristischen die köstlichen Karikaturen. Jeanne Pétua liebt die Karikatur, und sie besitzt darin ein besonderes Talent; sie versteht es, mit reizender Bosheit komisch zu sein, ohne häßlich

zu wirken. Solches findet man selten genug, zumal in unserm Land, und da erinnert man sich denn plötzlich daran, daß der Name Pétua auf seiner langen Fahrt von Spanien bis Winterthur unterwegs in Frankreich sich einen Accent aigu geholt hat. Gewiß, unsere junge Winterthurer Künstlerin hat in sich von dem Geiste jenes Volkes, dem das Privilegium der Grazie zukommt, des Esprit und des feinen Spottes, der vernichtet ohne zu verwüsten.

M. W.

Mozart auf dem Lande.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine humoristische Dilettantennovelle von Ignaz Kronenberg, Meierskappel.

(Schluß).

VIII.

Kloster B., den 10. September.

Lieber Friedel!

Nächsten Freitag werde ich mit dem ersten Nachmittagszuge wieder in Klingelheim eintreffen. Ich bitte Dich, das nicht etwa meinen lieben „Freunden“ von der Lambruderschaft mitzuteilen; sonst könnten sie vielleicht in ihrer Freude auf den Einfall kommen, mich mit Pauken und Trompeten abzuholen! Ja, mein lieber Freund und Kupferstecher, ich weiß leider gut genug, daß viele Klingelheimer und namentlich diejenigen, die etwas zu bedeuten haben, mich dahin wünschen, wo der Pfeffer wächst, und wenn ich jetzt heimkomme, so werde ich nur von wenigen so recht fröhlich und freudig empfangen werden, nämlich von Dir, von meinen zwei treuen Küchenfeen und von meinem anhänglichen — Hündchen. Und dennoch komme ich gerne heim, und dennoch übernehme ich freudig wieder die Lasten meines

schönen Berufes, mag der Dank und die Anerkennung von Seiten der Menschen auch noch so gering sein. Ich rechne nicht mit diesem Lohn!

Apropos! Vorgestern, an dem schönen Festsonntag von Mariä Geburt, wo Du mit der herrlichen Lucienmesse gegläntzt hast, war hier ein unübertrefflich feierlicher, geradezu erhabener Gottesdienst, zu dem Volksscharen auch noch aus der weitem Umgebung herbeigeströmt waren. Es war eine überaus andachtsvolle Stimmung ausgegossen nicht nur über das Gotteshaus, nein, selbst in seiner Umgebung hütete man sich vor lautem Sprechen und störenden Geräuschen. Es war, ich möchte sagen, wie an einer Parfifalaufführung in Bayreuth. Du weißt, der Vergleich paßt gar nicht schlecht. Denn es gibt ja außer unserm heiligen Opfer nichts, was die höchsten Geheimnisse in so großartiger künstlerischer Form dem Auge vorführt, wie dieses Bühnenweihfestspiel Richard Wagners. Nicht umsonst hat Domenich Espaniol ein so herrliches Buch geschrieben mit dem Titel: Der Parsifal von Richard Wagner, eine Apologie der katholischen Religion in Tönen. Weißt Du, dieses Buch werde ich noch ins Deutsche übersetzen. Ich zweifle zwar daran, ob es so fleißig gelesen werden wird, wie die vielen Schundromane, die wir vom Ausland beziehen. Nitschewo! sagt der Russe: das gilt mir gleich, wenn Wahrheit und Tugend nur noch irgendwo auf der Welt ein Winkelfelchen finden, um ihr Leben zu fristen, so braucht man die Hoffnung auf eine „Urständ“ noch nicht aufzugeben.

Am Abend war dann eine Prozession nach dem Mutter-Gottesheiligtum im lieblichen Mariental, wobei von den Mönchen auch vierstimmig gesungen wurde. Sie singen nichts, weder in der Kirche noch im Freien, was nicht auf das feinste einstudiert wäre. Und gerade darum ist der Aufenthalt bei ihnen für unsereins so überaus wertvoll: Kunstsinne und Pflichtbewußtsein werden in gleicher Weise angeregt und gebildet — — —

Doch verzeih, mein Lieber! Ich bin da so in Zug gekommen mit Schreiben, ohne daran zu denken, daß ich bald bei Dir sein werde. Du wirst staunen, was für schöne Sachen ich mitbringen werde, Neuheiten allerersten Ranges, dabei Violinsonaten von Schumann, Jensen, Grieg, Rubinstein, Brahms. Ah, Du wirst drauflos fahren wie ein Sperber auf ein junges Hühnchen!

Grüße mir die Lambruderschaft und sage ihnen, ich hoffe, ich werde bald im schönsten Frie-



Selbstbildnis. Nach dem Delgemälde von Jeanne Pétua, Winterthur.



Meine Schwester. Nach dem Delbild von Jeanne Pétua, Winterthur.

den mit ihnen auskommen oder — dann gehe ich wieder nach B., aber dann für immer! Vergiß nicht, im Kaplanenhaus den Tag meiner Heimkehr anzuzeigen, und sei herzlich begrüßt

von Deinem Freunde

Jakobus.

„Ach Gott,“ seufzte Friedel, als er den Brief gelesen, „und diesen Mann mit dem goldlautern Herzen, diesen Mann von Geist und Wissen wollten sie forteln aus Klingelheim! Da sei Gott vor! Nun, sie haben jetzt am letzten Sonntag schon eine nette Lehre bekommen: vormittags ging's in der Kirche wie auf einem Jahrmarsch und nachmittags so erbaulich und schön wie nur möglich! Wem da die Augen nicht aufgegangen sind, dem ist nicht zu helfen. Uebrigens kommt mir der Brief wie gewünscht: der wird die letzten Zweifel beseitigen!“

Er hatte Glück, der Friedel, das muß man ihm lassen; seiner Beredsamkeit hielt selbst die Intelligenz des Professors und Präsidenten der Musikgesellschaft nicht die Wage. Uebrigens suchte dieser seine Fahne wenn möglich nach dem Winde zu richten, und es war für ihn nicht schwer, zu erkennen, aus welcher Richtung jetzt der Wind wehte. Er suchte darum seinen Groll gegen Friedel zu vergessen, und nur heimlich, etwa unter vier Augen mit Herrn Hauptmann Kraft, dem Klari-

nettisten, wagte er es, zu bemerken, daß ihm Friedels Pläne nicht recht gefallen.

Es ist wohl unnötig, zu bemerken, daß dieser den Auftrag des Herrn Chorregenten, im Kaplanenhaus den Tag seiner Rückkehr zu melden, getreulich ausgerichtet hat. Frieda war jetzt wieder ganz getröstet, seit sie wußte, was im Tun war. Aber nun gab's Arbeit über Kopf und Hals! Es mußten Girlanden gemacht werden, eine Inschrift mit „Herzlich willkommen!“ mußte besorgt werden; Friedel aber hielt an zwei Abenden noch Proben mit dem Chor, und er riß alles hin mit seinem fröhlichen, lieben Wesen, alle wären für ihn durch's Feuer gegangen, und erst die Damen?! — Aber wer Friedas glückliches, wie von Frühlingssonnenschein verklärtes Gesichtchen sah, der konnte sich, ohne gerade großen Scharfsinn zu entwickeln, einen Reim auf Friedels Fröhlichkeit machen.

*

Eine gute halbe Stunde, bevor der Zug ankam, der den Klingelheimern ihren Chorregenten zurückbringen sollte, war der Studio mit der goldenen Brille schon auf der Station. Er wußte, alles war verdorben, wenn der Erwartete zuerst einem andern Klingelheimer in die Hände fiel. Friedel nahm also mit herzlichem Freundesgruß den von der Reise nicht sehr ermüdeten geist-

lichen Herrn in Empfang — er war heute nur noch eine kleinere Strecke gefahren — und begleitete ihn, eifrig auf ihn einredend, nach seiner Wohnung.

„Ach, was der Frieda nicht einfällt!“ rief er, als er die mit Girlanden verhängte Tür sah. „D, 's kommt noch besser!“ flüsterte Friedel. Mit zwei Sprüngen war er die Treppe hinauf, riß die Türe des kleinen Musiksaales sperrangelweit auf, und — du lieber Himmel! — es kam dem guten Kaplan fast vor wie ein Traum — da war ja der Herr Bürgermeister mit zwei Stadträten im schwarzen Wachs, und der Herr Bürgermeister trat ihm entgegen, reichte ihm die Hand zum Gruße und hielt eine wohlgelesene Rede, in der er seiner Freude Ausdruck gab über die wohlbehaltene Rückkehr des städtischen Musikdirektors. Dann fuhr er fort: „Es war uns schon seit längerer Zeit peinlich, zu wissen, daß Ihre aufopfernde Tätigkeit für das kirchliche und weltliche Musikleben unserer löblichen Stadt Klingelheim bis dahin nicht die richtige Anerkennung gefunden hat. Es ist uns auch nicht entgangen, daß Sie selbst die schönen Tage Ihrer Ferien dazu benützt haben, sich in Ihrem Fache noch zu vervollkommen und zu vertiefen. Der Magistrat der löblichen Stadt hat darum den freudigen Anlaß Ihrer Rückkehr nicht vorübergehen lassen wollen, ohne Sie dabei zu begrüßen und Ihnen bei dieser Gelegenheit als bescheidenes Zeichen der Anerkennung und der Gewogenheit diese goldene Uhr zu überreichen. Ihr freundliches Lächeln möge Sie beständig daran erinnern, wie unentwegt die Herzen Klingelheims den hehren Idealen Ihrer Kunst entgegenzuschlagen!“

Das war zuviel für den Herrn Chorregenten! Während der Rede des Bürgermeisters war er sozusagen von einem Erstaunen ins andere gefallen; jetzt füllten sich seine Augen mit Tränen, und mit bewegter Stimme dankte er den Herren für diese große, unverdiente Güte. Er müsse bekennen, er habe ihnen bisher Unrecht getan; er habe offenbar ihre Gesinnung bisher nicht richtig aufgefaßt (der Bürgermeister hustete) und manches als Gegnerschaft gegen seine Wirksamkeit aufgefaßt, was im Grunde nichts anderes war, als die Reaktion der Volkseele gegen ein etwas zu gewaltsames Herausreißen aus altgewohnten Geleisen! („Sehr richtig, sehr richtig!“ riefen die Herren). Er werde aber bestrebt sein, natürlich unter Wahrung des bisher Erreichten, das Empfinden der Einwohnerschaft Klingelheims in Zukunft soviel wie immer möglich zu schonen. Er könne sie versichern, sie werden es nicht bereuen, ihm mit soviel Wohlwollen entgegengekommen zu sein. Er bewundere ihre Weitständigkeit und Klugheit. Der Weg, den sie jetzt eingeschlagen, das sei der einzig richtige, um einem für seine Ideale begeisterten jungen Mann die Berufsfreudigkeit und den Berufseifer anzuspornen. Er finde nicht Worte, um ihnen seinen tiefgefühlten Dank angemessen auszusprechen zu können. Er werde aber mehr mit Taten, als mit Worten seinem Dank Ausdruck zu verschaffen wissen.

Kaum hatte er fertig gesprochen, so erklang draußen das herrliche Lied: „Im Wald, im hellen Sonnenschein...“ von Lewandowski, das der Chorregent für ein Picknick im Walde kürzlich mit dem Chöre einstudiert hatte. Friedel hatte sich während der Reden im Salon leise davon gemacht: er dirigierte, und es klang prächtig. Und

der Herr Chorregent wußte sich kaum zu fassen vor Freude; er ging hinaus zu seinen lieben Sängern, dankte ihnen herzlich und verabredete sofort einen Bierwiz mit improvisierter musikalischer Unterhaltung auf den nächsten Sonntagabend. Voll von Rührung und Freude zog er sich dann zurück, um das Unglaubliche und Unerhörte, das jetzt geschehen war, besser überdenken zu können. Er zerbrach sich fast den Kopf darüber, wie das wohl so gekommen sei, bis endlich Friedel wieder zurückkam, ihn lächelnd bei der Hand faßte und ihm sagte, er müsse ihm etwas beichten.

„Aha, steckst du dahinter! Du bist doch immer der nämliche Intrigant!“

„Freilich stecke ich dahinter. Aber wie, das muß ich selbst ausbringen, sonst könnt's fehlen!“ Und dann erzählte er ihm den ganzen Vorgang, die Sitzung im „Lamm“, die Aufführung, wobei er meiner Paukenwirbel besonderer, aber leider nicht gar ehrenvoller Erwähnung tat. Es sei nicht seine Absicht gewesen, Skandal zu machen im Gottesdienst, und skandalös sei es auch durchaus nicht zugegangen; der Zusammenbruch von Strahlbaschis Kontrabaß sei ja im Programm nicht vorgesehen gewesen, und hätte Bergs Stäffi nicht so furiebund auf seine Kesselpauken losgeschlagen, so hätten die meisten Leute nicht einmal etwas gemerkt vom Mozart. Er habe dann nach gescheneher Tat den Honoratioren den Kopf voll gemacht, was das für die Stadt für üble Folgen haben könnte, wenn sie den durch sie veranlaßten Fehler nicht gut zu machen suchten. Er habe aber dem Volke durch einen vorzüglichen liturgischen Nachmittagsgottesdienst den Unterschied gegenüber den Minderwertigkeiten vom Vormittag klar zum Bewußtsein gebracht, und so hoffe er denn von ihm Verzeihung zu erhalten für das Nichteinhalten der gegebenen Instruktionen.

„Du wirst wohl selbst fühlen, mein Lieber,“ sagte der Chorregent, „daß ich mit deinem Vorgehen nicht ganz einverstanden sein kann. Ich sehe wohl, daß du eine gute Absicht gehabt hast dabei. Aber der Zweck heiligt das Mittel nicht, und Gottesdienst soll Gottesdienst bleiben, nicht Menschendienst darf er werden! Aber nachdem wir jetzt im Zeichen des Friedens wieder zusammengekommen sind, so bin ich der letzte, der diesen Frieden gleich wieder trüben wollte. Da meine Hand! Du hast als Freund gehandelt, und Freund will auch ich dir bleiben. Tout comprendre, c'est tout pardonner!“

Und wenig hätte gefehlt, so wäre ihm Friedel um den Hals gefallen. Der wußte freilich nicht, daß ein Ausspruch des Kardinals Bartolini geholfen hatte, ihm den Weg zur Verzeihung zu ebnet; sonst hätte er vielleicht eine Rußhand in der Richtung nach Rom geworfen.

* * *

Beim Bierwiz im „Lamm“ am Sonntagabend zeigte der frohgestimmte Musikkaplan, daß auch er den Mozart zu schätzen wisse. Er führte unter anderm mit dem Professor, Friedel und seiner Schwester das prächtige G-moll-Quartett für Piano, Violine, Viola und Cello vor, und alle Zuhörer waren überrascht von der Schönheit der Musik. Nur der Strahlbaschi meinte, die Ehre Mozarts wäre noch besser gerettet worden, wenn



Feuersbrunst.

Nach dem Gemälde von Jeanne Pétua, Winterthur.

seine kostbare Baßgeige nicht so jämmerlich verunglückt wäre. Aber er werde jetzt seinen Walfisch reparieren lassen, und dann wolle er sehen, ob er die Ehre Mozarts . . . Da steckte ihm der Friedel eine Zigarre in den Mund: die solle er jetzt rauchen; es sei dem Mozart wohlter dabei, als wenn er seine Ehre rette — — —

Und von da an herrschte ungetrübte Harmonie im Musikleben Klingelheims, und der eifrige Chorregent brachte dieses auf eine noch nie dagewesene Höhe. Das Landstädtchen wurde durch ihn zum Ausgangspunkt einer gesunden Reform der Kirchenmusik für alle umliegenden Ortschaften, einer Reform mit Maß und Milde.

So hat Mozart Frieden und Segen gebracht nach Klingelheim, und wenn der Strahlbaschi einen Tipps hat, so kräht er jetzt noch manchmal:

„Mozart hoch, hoch, hoch!“

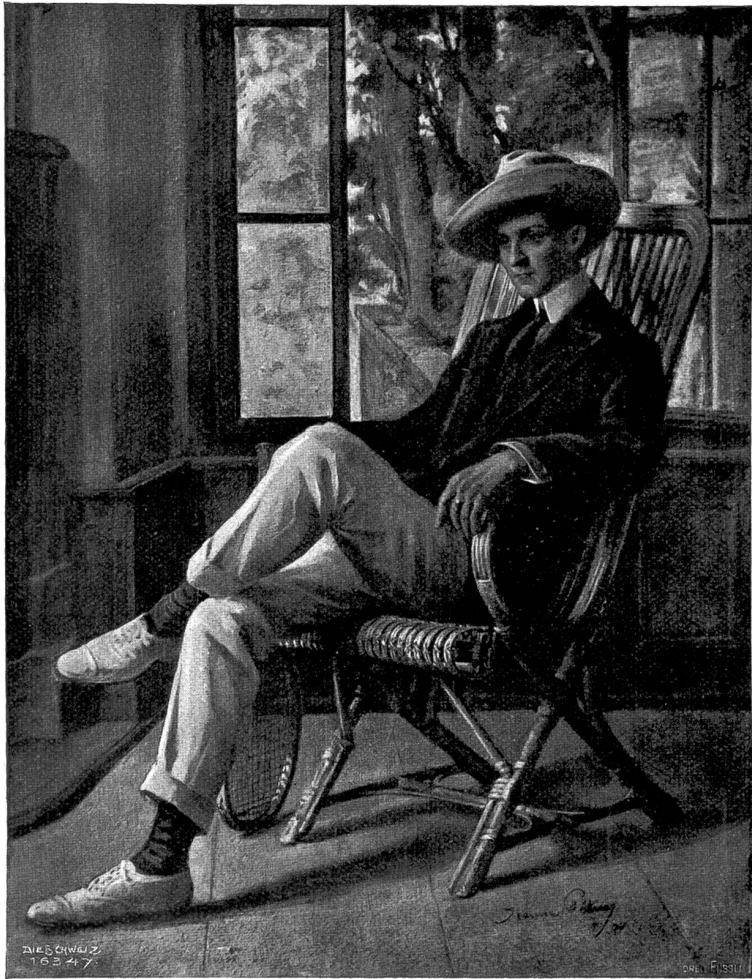
* * *

„Ja wie? Was? Soll jetzt die Geschichte aus sein?“ fragt da eine verehrte Leserin. Wir wissen ja noch nicht einmal, ob sie einander bekommen haben! O, bitte sehr, sie haben einander schon lange! Friedel hat die Praxis seines Vaters übernommen, und auf dem wertvollen Piano, das den Salon ziert und auf dem der Herr Chorregent so gerne spielt, steht die Marmorbüste Mozarts. Als Frieda schwere Gewissenszweifel, ja selbst die Liebe zu ihrem Bruder überwand, um ihm ihre Mithilfe bei der Mozartmesse zuzusagen, da war Friedel zur Ueberzeugung gelangt, daß sie ihn liebe.

Und im Doktorhause scheint das Musikleben einen ganz ungeahnten Aufschwung nehmen zu wollen; denn die singenden, tütenden, krähenden und näselnden Stimmen vermehren sich fast von Jahr zu Jahr. O, das gibt

noch ein ganzes Orchester von lauter Oboen und Ocarinen! Und darum extra:

Mozart hoch!



Bildnis. Nach dem Delgemälde von Jeanne Pétra, Winterthur.

Anna Regentümpel.

Nachdruck verboten.

Humoreske von Mene Kyser, Bern.

I. Kapitel.

Es mag seither ungefähr ein halbes Jahrzehnt verstrichen sein, in meinem letzten Schuljahr war es, als mich Freund Abraham Borallet eines Samstags einlud, in seiner Begleitung eine Reise ins Oberland zu machen, und zwar per Rad. Ohne weiteres willigte ich ein. Jeder kaufte sich zwei Büchsen „Salmon“, wovon letztere wir unter die Radsättel banden. Rucksäcke und dergleichen ließen wir fein säuberlich zu Hause.

Am nächsten Tag, also Sonntags — es war ein feuchtkalter Herbstmorgen — fuhren wir in erster Linie nach Thun. Dasselbst herrschte noch allenthalben finstere Nacht, und am gewohnten Ort hielten wir eine kurze Beratung, welche Richtung einzuschlagen sei. Wir einigten uns auf Grindelwald. In Brienz, Lauterbrunnen, Frutigen zc. waren wir schon an frühern Sonntagen gewesen. Flugs machten wir uns auf den

Weg, und zwei Stunden vor Mittag erreichten wir glücklich, freilich etwas müde, unser vorläufiges Ziel. Den „Salmon“ reservierten wir in kluger Berechnung für später und nahmen in einem Hotelrestaurant unser Mittagessen ein. Ein jeder zahlte seine dreieinhalb Franken, und dann machten wir uns wieder nach dem Stationsgebäude auf den Weg, wo unsere Velos standen. „Was nun tun?“ Das war die uns vorderhand beschäftigende Frage. Nach abermaliger kurzer Beratung gaben wir die Fahrräder nach Meiringen zur Bahn, und keine fünf Minuten später stiegen wir guten Mutes die große Scheidegg hinan. Das Wetter war bis jetzt so beständig schön gewesen, daß wir darob unsere Konserven vergessen hatten, die sich in „guter Hut“ unter den Sätteln befanden.

Den Weg, den wir emporkliefen, kannte ich; ich ging ihn bereits zum dritten Mal. Die Sonne schien indessen un-